

Thomas Chorherr



*Dabei gewesen.
Erinnerungen*

K&S

Thomas Chorherr

Dabei gewesen.

Erinnerungen



BILDNACHWEIS

Archiv des Autors: S. I (2), S. II, S. III (oben), S. XIII (unten); Archiv
»Die Presse«: S. IV (oben), S. V, S. VIII, S. XII (2), S. XIII (oben), S. XVI;
Michaela Bruckberger: S. III (unten), S. IX (oben), S. XIV (unten);
Fotostudio Haslinger: S. IV (unten); Harald Hofmeister: S. IX (unten),
S. XIV (oben); Hopi-Media: S. X (unten); Gino Molin-Pradel: S. VI (2);
NLK Boltz: S. XV (2); Itha Palencsar: S. X (oben); Peter Philipp: S. XI (oben);
Fotozentrum Reiberger: S. VII (2), S. XI (unten)

Bei einigen Bildern ist es leider nicht gelungen, die heutigen Rechteinhaber zu ermitteln. Wir bitten diese, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen. Rechtmäßige Ansprüche werden nach Geltendmachung zu den üblichen Konditionen vom Verlag abgegolten.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-0964-5

Copyright © 2015 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus

unter Verwendung eines Fotos von Detailsinn, www.detailsinn.at

Grafische Gestaltung und Satz: Michael Karner, Gloggnitz

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

Prolog: Erinnerung ist eine Tochter der Zeit 7

Kinderjahre 10

Dunkle Zeit 21

Kriegsende und Neuanfang 27

Die ersten Nachkriegsjahre 35

»Glaubt an dieses Österreich« 43

Berufswunsch: Journalismus 54

Amerika 67

Meine Zeit bei der »Weltpresse« 74

»Österreich ist frei!« 83

Wien trauert und feiert 95

Ungarn 1956 105

John F. Kennedy 114

Geheimdienstlich erfasst 121

1968: Ein Jahr, das vieles änderte 128

Politik der Skandale 139

Vater des Vaterlandes? 146

Freundschaften, von Berufs wegen 154

Bundespräsidenten, wie ich sie sah 162

1989: Als alles anders wurde 171

Auf der weltpolitischen Bühne 177

Die Habsburger 187

Kirche im Wandel 192

Wendezeiten 201

Die Verantwortung der Medien 210

Epilog: Sechzig Jahre Journalist 217

Namenregister 220

Prolog: Erinnerung ist eine Tochter der Zeit

Dies ist ein Buch der Erinnerungen. Woran wir uns erinnern können, hängt davon ab, woran wir uns erinnern wollen, sagt der Historiker Jürgen Pirker. Ich will mich an alles erinnern. Ich bin ein Journalist. »Jour« heißt »Tag«. Es gibt, sagt man, nichts Älteres als die Zeitung von gestern. Was geschah, ist nicht mehr aktuell. Nur das Heute ist wichtig.

Aber kann man heute bewerten, was gestern geschah? Man spricht gelegentlich von »Erinnerungskultur« und meint, dass die Erinnerung ein Schatz sei, den es zu heben gelte. Ich versuche, ein Schatzgräber zu sein.

Gewiss, es ist wahr, was der Dichter sagt: »Eins, zwei, drei im Sausechritt läuft die Zeit, wir laufen mit.« Als es auf der Mariahilfer Straße noch das Non-Stop-Kino gab, das nur Kulturfilme und Wochenschauen spielte, stand dieser Satz groß auf der Wand neben der Kinokasse. Mein Vater hatte mich als Volksschüler allwöchentlich hingeführt, um mich mit den Zeichen der Zeit vertraut zu machen, und ich war schon damals fasziniert: »Wir laufen mit!« Habe ich schon damals meinen künftigen Beruf geahnt?

Ich bin ein Journalist und war doch zeit meines Lebens von Geschichte fasziniert. Das Wort hat im Deutschen eine doppelte Bedeutung. »Am hellen Tageslichte habe ich es anders gesehen. Gewiss, Geschichten und Geschichte wechseln im Entstehen!«, schrieb Theodor Fontane. »Wien, eine Geschichte« nannte ich vor Jahren eines meiner Bücher. Ich unterschied die Fakten und das, wie sie heute gesehen und verstanden werden.

Trefflicher klingt freilich, was Goethe in den »Maximen und Reflexionen« behauptete: »Geschichte schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Hals zu schaffen.« Ich muss mir nichts vom Hals schaffen. Wir erleben Geschichte, wir Journalisten. Unser Gedächtnis ist auch in im Zeitalter der Digitalisierung unser wichtigstes Werkzeug. Es kann glücklich machen, aber auch traurig oder ängstlich. Abermals: Das Wort »Erinnerungskultur« ist zwar neu, aber durchaus treffend.

Journalisten seien Tagelöhner der Literatur, sagte vor Jahren einer, der es wissen musste. Er war Chef der Chronik-Redaktion der »Presse«. Ich verbesserte ihn. Journalisten, sagte ich, sind Tagelöhner der Zeit. Wir sind Historiker aus Neigung. Wir sind Dilettanten der Geschichtsschreibung. Was wir festhalten, wird als Primärquelle geschichtlichen Wissens betrachtet. Trotzdem sind Journalisten im Allgemeinen keine Memoirenschreiber. In einer Zeit, da die Autobiografien von Politikern und vor allem von Schauspielerinnen und Schauspielern – die beiden Berufe haben viel miteinander zu tun – üblich geworden sind, ist diesbezüglich bei den Jüngern der Tagesaktualität Zurückhaltung zu vermerken.

Warum eigentlich? Die Welt, wird gesagt, möchte getäuscht werden. Es gelte, wurde vor geraumer Zeit bei einer einschlägigen Tagung behauptet, die Frage zu klären, ob wir nicht ein Bürgerrecht auf das Vergessen haben, um uns, wie Goethe schrieb, unwillkommenes Vergangenes »vom Hals zu schaffen«. Journalisten sind berufen, dem entgegenzuwirken. Die Zeitung, mehr als Radio und Fernsehen, ist historisches Archiv. Sie ist gedruckte Erinnerung. Sie ist papierenes Gedächtnis.

Allein, man erinnert sich an das, was wichtig ist. Die Journalisten haben alle Mühe, sich vom Wunsch frei zu machen, die Geschichte zurechtzubiegen, je nach der Überzeugung des Autors. Da kommt dann wieder der Begriff »Geschichtskultur« ins Spiel, zusammen mit der bereits erwähnten Erinnerungskultur. Der Begriff ist, wie gesagt, nicht alt. Auch die Erinnerung ist eine Tochter der Zeit. Journalisten, die sich erinnern können, weil sie sich erinnern sollen, ja müssen, haben eine Berufsbedingung erfüllt. Sie sind, wie gesagt, Tagelöhner der Zeit.

Mag sein, dass sie auch Pathologen der Geschehnisse sind. Wir haben nicht zu unterscheiden zwischen Gut und Böse, sondern nur zwischen Wahr und Unwahr. Adolf Hitler, gleichsam Inkarnation des Unheils, ist von vielen Zeitungsleuten interviewt worden. Sie wollten informieren – ohne Rücksicht auf Wert oder Unwert. Ich habe in meinem Leben nicht nur Päpste, sondern auch Unholde befragt. Ich habe in all diesen Fällen nicht bewertet, sondern dargestellt. Wir sind folgerichtig auch Tagelöhner der Zeitgeschichte. Aber wir können sie nicht zurechtrücken.

Ich habe zu Beginn meiner Karriere das lokale Umfeld und dann zunehmend auch das politische journalistisch erkundet. Ich habe mich, wie es mein Beruf erforderte, aller Informationen bedient, derer ich habhaft werden konnte. Und ich weiß, wie wichtig das journalistische Gedächtnis ist.

Ich hatte das Glück, die entscheidenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte beschreiben zu dürfen. Ich war dabei (und habe überlebt), als das Dritte Reich zu Ende ging und Hunderttausende mit sich riss. Ich erlebte die Wiederauferstehung meines, unseres Staates – die Tageszeitung, in der ich meine Arbeit begann, hieß bezeichnenderweise »Neues Österreich«. Ich war dabei, als vor dem Schloss Belvedere in Wien Tausende die Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrags bejubelten. Auf meinem Schreibpult liegt ein Stück des Stacheldrahtes vom Grenzzaun zwischen Ungarn und Österreich. Er wurde 1989 niedergerissen – in diesem Jahr der vielfältigen europäischen Wende. Ich möchte die Erinnerung daran nicht missen.

Kinderjahre

Ein Herr in Hut und Mantel

Der Tag: 5. September 1961. Der Ort: der Gehsteig vor dem Hotel Bristol an der Wiener Ringstraße. Die Personen der Handlung: ein grauhaariger Herr in Hut und Mantel und ein junger Mann mit Schreibblock und Kugelschreiber in der Hand.

Der grauhaarige Herr ist 64 Jahre alt, der junge knapp 29. Der alte war Bundeskanzler, der junge ist Reporter der »Presse«. Lokalreporter, um genau zu sein. Der Grauhaarige ist am 11. März 1938 zurückgetreten. Er heißt Kurt Schuschnigg. Der junge Reporter ist von der »Presse« entsandt worden, um den alten österreichischen Ex-Politiker zu interviewen. Die Zeitung hatte – ich weiß nicht mehr, wie – den Aufenthaltsort Schuschniggs herausbekommen. Ich war der einzige, der ihn treffen konnte. Der diese historische Figur, die zu einem ersten kurzen Aufenthalt nach Wien gekommen war, interviewen sollte. Sollte, nicht konnte. Ich hatte den vorletzten österreichischen Regierungschef der Vorkriegszeit (der letzte war Arthur Seyß-Inquart) vor dem Hotel Bristol abgepasst. Er war kurz angebunden. Er sagte, dass er nichts zu sagen habe und vor allem nichts sagen wolle, grüßte höflich und verschwand im Hotel.

Das erhoffte Interview ist demnach eine Pleite geworden. Ich hatte gehofft, vom letzten politischen Exponenten des unabhängigen Österreich zu erfahren, was er über den viel zitierten Klerikofaschismus zu sagen habe. Es hätte mich interessiert – nicht nur als Journalist, sondern auch als geschichtlich interessierter Österreicher.

Stattdessen verbrachte ich die nächste Zeit mit einer Erinnerungs- und Gewissenserforschung. Sollte ich über den Mini-Kurzbesuch Schuschniggs schreiben, ohne mit ihm gesprochen zu haben? Hätte ich im Archiv genug Material gefunden, um mit dem, was ich aus dem Geschichtsunterricht mitbekommen hatte, eine Geschichte – Story, wie wir zu sagen pflegten – zu formulieren? Hatte der erwähnte Geschichtsunterricht

genügend Material geboten? Oder, um es kurz zu fassen: Was wusste ich damals, anno 1961, als Redakteur der »Presse« und zudem junger Doktor der Rechtswissenschaften, von Kurt Schuschnigg?

Besser noch: Was wusste ich überhaupt von Geschichte, von der österreichischen zumal? Vielleicht mehr als andere. Aber genug? Was heißt genug? Kann man genügend Geschichtswissen absorbieren, inhalieren, aufhäufen? Noch einmal: Die Erinnerung ist eine Tochter der Zeit. Und wieder wird da der Begriff »Geschichtskultur« aktuell. Man könnte auch sagen: »gefärbtes Geschichtswissen«. Das Wissen um die Vergangenheit entspringt den Umständen der Gegenwart. Die Zeitgeschichte, wie wir sie verstehen und wie sie an den Universitäten gelehrt wird (bisweilen, ja meist, von voreingenommenen Lehrern), ist Geschichte, eingespannt in den Schraubstock historischer Wünsche: Nicht, wie es war, sondern wie es hätte sein sollen, ist die Aussage.

Und wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen. Das Sprichwort ist, scheint mir, an Wahrheitsgehalt nicht zu übertreffen. Nur dass der Gesang der Alten bisweilen ein dissonanter ist, und sich die Dissonanzen über Generationen fortsetzen.

Schuschnigg hat eine Woche nach dem nicht stattgefundenen Interview einen Vortrag über den Ständestaat gehalten. Ich war nicht dabei.

Mein Vater, der Marineur

Mein Vater, geboren 1894, war mit Leib und Seele das, was man damals »Marineur« nannte. Er hatte einen Dienst in der Österreichisch-Ungarischen k.u.k. Kriegsmarine zum Berufsziel gemacht. In Pola, dem Kriegshafen der Monarchie, hatte er die sogenannte Maschinenschule absolviert – jenes Institut, das das technische Schiffspersonal ausbildete. Anno 1912 wurde er »ausgemustert«, als »Jahrgangserster«, als bester seiner Altersgruppe, wie mir meine Großmutter voll Stolz auf ihren Sohn immer wieder erzählte. Die Eltern der jeweiligen Jahrgangsersten durften auf Kosten des k. u. k. Kriegsministeriums nach Pola reisen und an der Ausmusterungsfeier teilnehmen.

Mein Vater wurde als Maschinenmaat einem Torpedoboot zugeteilt; zwei Jahre lang durchkreuzte er das Meer, zumeist die Adria, bis zum August 1914. Interessant: Er hat mir eigentlich nie von seinen Kriegserlebnissen erzählt, obgleich er mit Leib und Seele Marineur geblieben ist, auch als das große Reich mit seinen Küsten zu einem kleinen Binnenland geschrumpft war. Die »Marineure« der k. u. k. Kriegsmarine hatten bis weit in die Vierzigerjahre hinein einen großen Stammtisch in einem Wiener Gasthaus.

Ein Bild vom Torpedoboot meines Vaters (von ihm selbst gemalt) hatte meine Mutter schließlich der Tischrunde gespendet. Als Künstler war er ein Dilettant, aber in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Er hat Kunst als Vergnügen – diletto – ausgeübt. Und er war darin überaus bewandert. Er hat gemalt, modelliert, er hat mir ein Marionettentheater gebastelt, das im wahrsten Sinne des Wortes alle Stückeln gespielt hat. Und er hat vorzüglich Geige gespielt.

Aber er hat nicht viel vom Krieg erzählt, obwohl er viel zu berichten gehabt hätte. Zum Unterschied von meiner Mutter, die es tat – oft und gerne. Sie berichtete etwa, dass sie immer wieder auf dem Gehsteig der Mariahilfer Straße gestanden war, als Kaiser Franz Josef in offener Kutsche und nur von einem Adjutanten begleitet von Schönbrunn in die Hofburg fuhr. Die Herren zogen die Hüte und die Damen knickten, erzählte meine Mutter. Und sie selbst knickte auch – immer wieder. Einmal habe der Kaiser sogar grüßend die Hand an den federgeschmückten Hut gelegt – und sie bezog den Gruß natürlich auf sich selbst. Sie war damals noch keine zwölf. Und sie hat – apropos Geschichte! – noch erlebt, wie der erste Mensch, der Amerikaner Neil Armstrong, am 21. Juli 1969 den Mond betrat. Sie war dabei – das Fernsehen machte es möglich.

Als ich geboren wurde, gab es noch kein Fernsehen. »Wir 32er erblickten das Licht der Welt in einer düsteren Zeit. Doch inmitten aller Angst vor Arbeitslosigkeit und Sorge ums Überleben waren wir für unsere Eltern ein Lichtblick, der ihnen neue Kraft gab: 102.277 Mal begrüßten wir im Jahr 1932 irgendwo in Österreich mit einem kleinen, kläglichen Schrei unsere glücklichen Eltern.« Im Wartberg-Verlag ist 2011 in der Reihe »Kindheit und Jugend in Österreich« der Band »Wir vom Jahrgang

1932« erschienen. Es stimmt, die Zeit war düster, wie ich später immer wieder las. Aber sie war vor allem unsicher.

Kindheit in der »Systemzeit«

Gegen Ende des Jahres geboren, war ich in der »Systemzeit« im Kindergarten- und Vorschulalter. Systemzeit – so wurden in meiner Familie die Jahre zwischen 1933 und 1938 bezeichnet, die später gerne »Austrofaschismus« genannt wurden. Der Historiker Gerhard Jagschitz warnt vor schnellen Urteilen. In dem von Erika Weinzierl und Kurt Skalnik herausgegebenen Band I von »Österreich 1918–1938 – Geschichte der Ersten Republik« schreibt er: »Das Fehlen von Antisemitismus und Antiklerikalismus in der offiziellen Politik sowie der mangelnde Imperialismus allein können noch nicht ausreichen, Bedenken über die vorbehaltlose Etikettierung mit dem Begriff Faschismus zu haben. In Österreich fehlte die Identität von politischer und militanter Organisation.«

Jagschitz ist in der Tat unsicher, was den »Ständestaat« betrifft und was die Kennzeichen dieser sogenannten »Systemzeit« waren. Der Begriff »Austrofaschismus« werde mitunter global und unreflektiert angewendet, schreibt er. Mein Vater, als Geschäftsmann später Präsident der sogenannten »Kleinkaufmannschaft«, war jedenfalls Mitglied der »Vaterländischen Front«, der damals existierenden Einheitspartei. Von Handelsminister Stockinger erhielt er einen Orden. Ich habe ihn später unter seinen Dokumenten gefunden – mitsamt der Verleihungsurkunde, die das väterliche Bemühen um das österreichische Geschäftsleben rühmte. War diese Vaterländische Front das, was man heute »faschistisch« nennen würde? Sie war, las ich später bei Jagschitz, »als einzige zugelassene politische Willensorganisation nur der unzulängliche Versuch eines faschistischen Instrumentariums, das erst von dem im Entstehen begriffenen autoritären Staat überhaupt geschaffen wurde.«

Mein Vater, der k. u. k. Marineur, verheiratet mit der Tochter eines Juden, wovon ich später erzählen will: Keine Spur von Faschismus in meiner Familie.

Aber erlebte Geschichte? Für mich noch nicht. Bis auf Weiteres. Klerikofaschismus? Ich war im Vorschulalter. Regime und Kirche – das fiel dem Kind nicht auf. Dass an Prozessionen auch Abteilungen der bewaffneten Macht teilnahmen, schien selbstverständlich. Als zu Fronleichnam (es muss wohl 1937 gewesen sein) vor der Elisabethkirche auf der Wieden, dem vierten Wiener Bezirk, eine Kompanie des Bundesheeres mit eichenlaubgeschmücktem Stahlhelm auf Kommando vor dem »Allerheiligsten« einen Ehrensallut abfeuerte, war dies offenbar nichts Ungewöhnliches. Trotzdem – ich erinnere mich noch genau – zuckte ich zusammen. Ob ich zu weinen begann, weiß ich nicht mehr.

Aber ich weiß, dass ich ganz sicher meine Tränen hinuntergeschluckt hätte. Ich bin immer schon ein Sonntagskind gewesen. Ein echtes noch dazu. Um zwölf Uhr Mittag geboren. Sonntagskinder, heißt es, haben nebst vielem anderen auch ein gehöriges Maß Optimismus in die Wiege gelegt bekommen. Ich habe ihn später immer wieder gebraucht. In der »Systemzeit« noch nicht. Aber für sie war ich ohnehin zu klein – in jeder Beziehung.

Der Zahnarzt Dr. Reisberg

Die Erinnerung geht weiter: zu einem Balkon im zweiten Stock eines gutbürgerlichen, der zweiten Ringstraßenzeit entstammenden Wohnhauses gegenüber der Oper. Zeit der Handlung: der 14. März 1938. Personen der Handlung: Zahnarzt Dr. Reisberg, seine Frau, meine Eltern und ich, damals fünfzehn Jahre alt. Weitere Personen: das ekstatische Spalier, das die Ringstraße säumte. Wir alle auf dem Balkon, auch die Reisbergs, warteten auf die Kolonne riesiger schwarzer Autos, die der jubelnden, winkenden, lärmenden Menge entlang an der Staatsoper vorüberfuhr. Im ersten Auto stand aufrecht ein Mann mit Schirmkappe und braunem Uniformrock. Die Hand hatte er zum Gruß erhoben.

Man sagte mir nicht, wer es war. Später erfuhr ich, dass es »der Führer« war. Der Führer Adolf Hitler. Er sei soeben angekommen und jetzt unterwegs in sein Hotel. Dass die Leute schrien und winkten, sah ich.

Aber ich wusste nicht, warum sie es taten. Offenbar war der Mann mit der Schirmkappe und dem ausgestreckten Arm ein freudig erwarteter Gast. Erwartet von wem? Der Zahnarzt Dr. Reisberg war Jude. Das Ehepaar Reisberg war mit meinen Eltern eng befreundet. Papa und Mutti hatten viele jüdische Freunde. Aber ich wusste noch nichts von Problemen der Abstammung. Auch nicht von meiner eigenen. Ich sollte sie erst 1942 erfahren.

Dr. Reisberg nahm die umjubelte Fahrt des Mannes mit der Schirmkappe mit interessiertem Gleichmut, wie mir als Fünfjährigem schien, zur Kenntnis. Interessiert, weil er genauso wie meine Eltern und vor allem meine Mutter, die Tochter eines Juden, offenbar nichts Böses ahnte. Und gleichmütig, weil er, ein in ganz Wien bekannter Mediziner, die Auffassung vertrat, dass ihm nichts geschehen könne. Dr. Reisberg hatte vor Jahren an der Lösung eines Kriminalrätsels mitgewirkt, ja, er war die wichtigste Figur in diesem Rätsel gewesen. Er hatte das Gebiss eines halbverbrannten weiblichen Mordopfers identifiziert. Die Frau war im Lainzer Tiergarten gefunden worden, und es hatte sich herausgestellt, dass sie Dr. Reisbergs Patientin gewesen war. Kurze Zeit später wurde der Mörder gefunden und verhaftet. Mehr weiß ich nicht.

Ich weiß nur (die Erwachsenen hatten es leise gesagt, aber ich habe es gehört), dass alles nicht so arg sein werde nach dem »Anschluss«. Anschluss? Das Wort kannte ich nicht. Damals noch nicht. Es werde nicht so arg werden, sagte Dr. Reisberg. Er ist dann in Auschwitz ermordet worden, seine Frau überlebte.

Noch einmal: Anschluss? Was heißt das? Ein paar Wochen später wusste ich es. Im Stadtschulratsgebäude saß ich einem strengen Herrn gegenüber, der erfahren wollte, ob ich als Fünfjähriger reif für eine Altersdispens sei, um ein Jahr früher in die Volksschule zu kommen. Ich weiß nicht mehr, welche Fragen er mir stellte, aber offenbar habe ich sie alle richtig beantwortet. Aber dann kam's. »Wie grüßt man den Führer?«, wollte der Prüfer wissen. Ich verstand ihn nicht, wusste nicht, was er meinte, und schwieg. »Na, wie grüßt man den Führer?« Dann plötzlich glaubte ich es zu wissen: »Sieg Heil!« Diesen Schrei hatte ich immer wieder gehört.

Aber der strenge Herr war keineswegs ruhig gestellt. Nur weil ich die anderen Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, half er mir bei der letzten: »Heil Hitler! Hast du das noch nicht gehört?« Ich schämte mich. Dass man den »Führer« mit »Heil Hitler!« begrüßte, war mir zwar neu – man könne, dachte ich, ja jemanden nicht mit seinem eigenen Namen begrüßen, aber sei's drum! Ich hatte bestanden. Dem frühen Schuleintritt stand nichts im Wege.

Und auch der erste Schultag ist mir noch in Erinnerung. Der Lehrer saß in SA-Uniform am Katheder. Er war ein »Illegaler« gewesen – so nannte man in der »Systemzeit« die geheimen Nationalsozialisten. Jetzt konnte er seine Vorliebe offen ausleben. Ob es ihm bei seiner Karriere genützt hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass viele Ehepaare, die bei und mit uns verkehrt hatten, gute Freunde meiner Eltern, plötzlich verschwunden waren. Ich habe sie vermisst, die Damen, die mich jeweils mit einem in eine Parfümwolke gehüllten Küsschen begrüßt hatten. Sie waren einfach nicht mehr da. Meine Eltern blieben, obwohl Freunde sie zur Auswanderung überreden wollten. Einer schwärmte von Australien. Jahre später hat er uns dann Lebensmittelpakete geschickt. Und noch mehr Jahre später wollte ich ihn in Melbourne aufsuchen. Da war er schon tot.

Nur nicht auffallen

Es wird schon nicht so arg werden? Meine Mutter, im Nazijargon Halb-jüdin, versuchte meinen Bruder und mich zu schützen, indem »nur nicht auffallen« ihre Devise war. Mein Vater entwarf Verkehrserziehungs-Plakate für die Polizei, weil er für den Militärdienst ungeeignet war. Und ich, der Mz, der jüdische Mischling zweiten Grades, wusste nichts von meiner Abstammung.

Noch nicht. Ich wusste, dass alles Unglück dieser Welt von den Juden kam. Das hatte ich in der Schule gehört, und meine Eltern beließen es dabei. Nur nicht auffallen! Wir wurden von Lehrern in die Ausstellung »Der ewige Jude« geführt. Fragen wurden knapp beantwortet. Auch ich fragte. Zuhause wurde geschwiegen.

Es wurde auch geschwiegen, als in der zweiten Volksschulklasse ein Herr in der goldbraunen Uniform eines »politischen Leiters« etliche Schüler, die ihm von der Direktion genannt worden waren, einer Eignungsprüfung für die NAPOLA unterzog – für die »Nationalpolitische Erziehungsanstalt«, die NS-Kaderschmiede. Die Direktion der Volksschule hatte keine Ahnung, dass ein Teil meiner Vorfahren Juden waren. Ich wurde als Kandidat für die NS-Eliteschule genannt. Aber nur so lange, bis es ans Turnen ging. Weil ich ein Seil nicht emporklimmen konnte, wurde ich ausgeschieden – »Zu schwammig!«. Noch heute frage ich mich, wer daran schuld gewesen wäre, dass ein jüdischer Mischling in die NAPOLA gelangte.

Und dann, im Gymnasium, kam urplötzlich die Wahrheit zutage. Unsere Wahrheit. Meine Wahrheit. Plötzlich sind die sogenannten Arier-Nachweise Pflicht gewesen. Es nützte nichts, dass meine Mutter angsterfüllt den verräterischen Vornamen ihres Großvaters Nathan auf »Matthias« umgefälscht hatte – »Dokumentenfälschung« würde man heute sagen. Es nützte nichts, dass ihr Vater, der Jude, mein Großvater, 1936 gestorben war. Nichts half: Sie musste bekennen, dass ich, dem in der Schule Judenhass gepredigt worden war, selbst einer von deren Abkömmlingen sei. Unter Tränen sagte sie es. Und ich war geschockt. Ich bin also ein jüdischer Mischling? Ein Vierteljude?

Und doch verspürte ich damals so etwas wie Abenteuerlust. Ich wollte so sein wie auch die anderen Buben meiner Klasse, die »Arier«. Ich wollte – ja doch –, ich wollte dabei sein. Gewiss, in der Schule, dem Akademischen Gymnasium, wusste man es. Der Klassenvorstand (Geschichte, Geografie, Parteiabzeichen am Revers) wusste es genau. Aber ich muss ihm zugutehalten, dass er den M2 nicht anders behandelt hat als dessen »arische« Mitschüler. Nur einmal wurde es knapp, sehr knapp. Ich schwätzte. »Chorherr, gib Ruh«, sagte der Klassenvorstand, Richter hieß er. Und dann fügte er hinzu: »Sonst müsste ich etwas sagen!«

Ich wusste genau, was er hätte sagen müssen, aber nicht sagte. Ich gab Ruh.

War es in jener ersten Gymnasial- oder noch in der Volksschulzeit, dass ich in meinem Ferienort Loipersbach im Burgenland Freundschaft

mit den beiden Kindern des dortigen NS-Ortsgruppenleiters schloss, einem Buben und einem Mädchen, beide in meinem Alter? Der Vater war Bauer, die Mutter liebenswürdig und freundlich, und die Kleinen waren blond, wie es sich damals gehörte. Wir haben viel miteinander gespielt. Und dann kamen, wie mir später erzählt wurde, 1945 die Russen auch nach Loipersbach. Der Ortsgruppenleiter hat seine Frau, seine beiden Kinder und sich selbst erschossen.

Theaterglück und Kinofreuden

Aber 1944 spielten noch die Theater. Schon als Primaner besuchte ich begeistert Burg und Oper, auf Stehplatz natürlich. Im Burgtheater sah ich Schillers »Wallenstein«, alle drei Teile an einem Abend, mit Ewald Balser und Fred Liewehr. Ich sah Max Mells »Der Nibelunge Not«. Fast ein Durchhalte-Stück. Ich hörte in der Oper fast allen Wagner, sogar den »Parsifal«. Und ich besuchte Max Lorenz, den berühmtesten Heldentenor dieser Zeit, in seiner Wohnung, um ein Autogramm zu ergattern.

Ich muss zugeben: Das Kulturprogramm in Wien war bis zur Theatersperre ein ausgezeichnetes. Auch für, besser: gerade auch für Gymnasiasten. Die »Staatstheater«, wie die heutigen Bundestheater hießen, spielten (offenbar in Ermangelung geeigneter, soll heißen: »völkischer« Dramen) zu meiner Freude nahezu alle mir bekannten Klassiker. Kriegsbedingte Einschränkungen merkte man nur an der Größe der Programmzettel. Diese bestanden aus einem einzigen kleinen Blatt. Und zwischen Linien stand fett gedruckt, dass das p. t. Publikum gebeten werde, »sich, wenn unsere verwundeten Frontsoldaten die Mittelloge betreten, von den Plätzen zu erheben«.

Ich habe mir alle diese Programme aufgehoben. Ich tue dies als »Theaterfreak« bis heute. Ich erinnere mich an meinen ersten Burgtheaterbesuch an der Hand meiner Eltern. Es war Raimunds »Bauer als Millionär«, mit Hermann Thimig in der Titelrolle. Die anderen Personen sind meinem Gedächtnis entschwunden.

Im Herbst 1944 wurden die Theater gesperrt. Staatsoper und Burgtheater wurden geschlossen, die Volksoper in ein Großkino umgewandelt. Schon vorher war das Kino für uns Buben die primäre Unterhaltungsstätte. Ich war im Alter von zehn Jahren zum ersten Mal in eine spätere Schauspielerin verliebt. Sie hieß Elfriede Datzig, war, wie ich mich erinnere, eine herzige junge Wienerin und spielte in jenen Streifen, die, wie es später hieß, die Österreicher vom Grauen des Krieges ablenken sollten. Einige Filme aus dieser Zeit mit ihr in der weiblichen Hauptrolle sind viele Jahre später im Fernsehen noch einmal gezeigt worden – »Reisebekanntschaft« etwa, mit Wolf Albach-Retty, oder »Schwarz auf Weiß« mit Hans Holt und Hans Moser. Elfriede Datzig ist, wie ich später erfuhr, relativ jung gestorben. An Lungenentzündung, wie es hieß.

Aber es waren auch und vor allem die Kriegsfilm, die uns Lust machen sollten, später einmal Wehrmachtsuniform zu tragen. Einer, der mir besonders imponierte, hieß »Kadetten«, spielte im 18. Jahrhundert und handelte von einer Gruppe von Buben meines Alters, die ihre in einer Festung untergebrachte Schule gegen russische Kosaken verteidigte. Mathias Wieman spielte den Kadettenlehrer. Er rettete sie unter Aufopferung seines Lebens – wenn ich mich nicht irre.

Da war überdies – Stück für Stück, Szene für Szene sehe ich sie plötzlich alle vor mir, diese Filme, die ich als Gymnasialanfänger sah – ein Streifen, der mir, fragen Sie mich nicht warum, besonders imponierte. Er hieß »Kopf hoch, Johannes!« und handelte von einem Buben, der in einer Erziehungsanstalt »gemobbt« wurde, wie man heute sagen würde, bis er einen Boxkampf gewann. Die Parallele zum Kriegsgeschehen war leicht zu durchschauen. So wie beim letzten Film, der in der Volksoper gespielt wurde. Er hieß »Kolberg« und beschrieb die Geschichte jener preußischen Stadt, die sich gegen die napoleonische Übermacht verteidigte, bis sich die politischen und militärischen Gewitterwolken unvorhergesehen aufhellten. Ein letztes Aufgebot deutscher Schauspielkunst war zu sehen, und bataillonsweise wurden Soldaten als Statisten verwendet, die man in diesen letzten Kriegsmonaten anderswo bitter gebraucht hätte.

Und da war der als »Film der Nation« ausgeschilderte Streifen »Der große König« mit Otto Gebühr als Friedrich. Preußen contra Österreich. »Zu wem hast du gehalten?«, fragte ich einen Klassenkameraden. »Natürlich zu den Österreichern«, erwiderte er. »Ich auch!«, sagte ich.